

Werner Zips

Reise ins Schlaraffenland

Eine Ausstellungskritik

Die Ausstellung *Genuß und Kunst* auf der Schallaburg ist den Genußmitteln Kaffee, Tee, Schokolade, Zucker, Gewürze, Tabak und Coca Cola gewidmet. Für die wissenschaftliche Konzeption und Gestaltung zeichnet der Wirtschafts- und Sozialhistoriker Roman Sandgruber hauptverantwortlich, der sich in mehreren Publikationen, insbesondere in *Bittersüße Genüsse – Kulturgeschichte der Genußmittel*, mit dem Thema befaßt hat. In der Einleitung zu diesem Buch stellt Sandgruber die Frage: „Wie schreibt man also über Genußmittel?“ Seine Antwort: „Ein Quentchen süßer Nostalgie, einige würzige Striche gegen das Klischee, von Kaffee und Wein träumerisch beschwingt und genußvoll illustriert, vermögen auf jeden Fall einen amüsanten Hintergrund für eine anregende Geschichte abzugeben. Das Thema erfordert aber Ernst. Auch wenn es einer historischen Darstellung nicht möglich ist, die medizinischen, juridischen oder psychologischen Aspekte des Genußmittelkonsums abzudecken, so kann doch gerade eine historisch-ethnologische Betrachtung des Umgangs mit Genußmitteln zum besseren Verständnis zentraler Entwicklungstendenzen der Kultur- und Sozialgeschichte beitragen.“¹

denzen der Kultur- und Sozialgeschichte beitragen.“¹

Wie löst Roman Sandgruber diesen kritischen Anspruch in der Ausstellung *Genuß und Kunst* ein? Als Ethnologe haben mich vor allem Sandgrubers „historisch-ethnologische Betrachtungsweise“ und sein Umgang mit der „Kehrseite“ der europäischen Genußgeschichte, den Erfahrungen der versklavten Afrikaner/innen in der Diaspora², interessiert. Dieses Interesse war auch ausschlaggebend, die Schallaburg zum Ziel der diesjährigen Inlandsexkursion für Student/inn/en des Wiener Völkerkundemuseums zu machen. Die Eindrücke der rund 120 Teilnehmer/innen und ein auf die Ausstellung bezogenes Interview mit Roman Sandgruber bilden den Bezugsrahmen dieser Ausstellungskritik.

Lustvolles Entdecken

1992 gedachten die „Alte“ und die „Neue Welt“³ unter verschiedenen Blickwinkeln des unfreiwilligen Beginns der Beziehung zwischen Europa und Außer-europa: „500 Jahre Entdeckung Amerikas“ und „500 Jahre Kolumbus“ einerseits, „500 Jahre Herrschaft und Wi-

derstand“ und „500 Jahre Kolonialismus und Ausbeutung“ andererseits. In ihrer Post-Quincentennial-Ausstellung über koloniale Genußmittel nehmen auch die Veranstalter zur asymmetrischen Beziehungsgeschichte zwischen Europa und Außereuropa Stellung. Sandgruber in der Einleitung zum Ausstellungskatalog: „Die Genußmittel begleiteten den Gegensatz zwischen Europa und Außereuropa, zwischen Kolonialherren und Kolonialländern, zwischen Erster und Dritter Welt seit eh und je. Die Gier nach Gewürzen war die Triebkraft der frühen Entdeckungsexpeditionen. Indien war das Traumland exotischer Düfte und Geschmacksstoffe. Das Kaffeetrinken kam aus dem Orient. Tee lernten die Europäer im Fernen Osten kennen. Schokolade und Tabak hatten sie im neu entdeckten Amerika vorgefunden. Den Anbau des Zuckerrohrs verlagerten sie nach der Entdeckung des neuen Kontinents sehr rasch auf die mit Negersklaven bewirtschafteten Plantagen der Karibik und Südamerikas (...) Die Neigung zu feinen Genüssen aus fernen Ländern, die die Europäer vorher gar nicht kannten, verband sich mit der Ausbeutung dieser Länder (...) Die Bedeutung der Genußmittel in unserer heutigen Gesellschaft ist nicht zu lösen von der Geschichte ihrer kolonialen Herkunft und Produktion und von der entsprechenden Einschätzung und Vermarktung im öffentlichen Diskurs und in der darauf basierenden Werbung.“⁴

Sehen wir von dem problematischen Begriff „Negersklave“⁵ ab, wird der kritische Anspruch der Ausstellung betont. Doch zu welchem Ende? Soll die Beziehung zwischen den europäischen Besucher/innen und den auf anderen Kon-

tinenten lebenden Produzent/inn/en von Genußmitteln problematisiert werden? Soll die Ausstellung also bewußtseinsverändernd wirken? Beim Betreten der Ausstellung blättere ich im Prospekt. Hier ist zu lesen: „Information und Lebenshilfe sollen geboten werden. Kunst und Genuß sind das Motto. Sie sollen erfreuen, aber auch zum Nachdenken über den eigenen Lebensstil anregen.“ Geht es also primär um die schönen Seiten des Genusses, verbunden mit einigen Warnungen vor übermäßigem Konsum (Lebenshilfe)?

Ohne große Mühen und Gefahren können sich die Besucher/innen auf eine Reise durch die Geschichte des Genusses begeben. Das Motiv des Entdeckens leitet den Gang durch die Ausstellung. Zu Beginn befinden wir uns auf einem Schiffsverladeplatz, einem imaginären Welthafen im Innenhof der Schallaburg. Die gestalterisch gelungene Inszenierung der gestapelten Holzkisten mit ihren unbekanntem Schätzen erzeugt Spannung. In Raum eins der Ausstellung erwartet uns die Einschiffung in Bombay, Havanna, Panama, Manila, Goa oder einer anderen fernen Handelsstadt. Das Abenteuer beginnt. Mit Kolumbus entdecken wir die Neue Welt. Raum zwei suggeriert das Deck eines Segelschiffes. Aus der gesicherten Distanz des gleichsam vor Anker liegenden Schiffes blicken wir auf eine Szene mit „Eingeborenen“, dargestellt auf einem wandfüllenden Bild aus dem Atlas Blaeu (*Exotische Landschaft mit Schiffen*) und in fünf Szenen von Theodore de Bry (*Die Wilden und die Zivilisierten*). Tierlaute und Vogelstimmen verdichten das exotische Erlebnis. Ein knapper Wandtext nennt die Motive

der Eroberungen: Genußmittel, Edelmetalle, Missionierung der Heiden. In einer Ecke erwarten uns drei „Wilde“. Kleine Schilder identifizieren sie als *Tabakmohr mit Federkrone*, *Mohrenfigur mit Federschmuck* und *Tanzender Indianer*; jedwede Erklärung zur Szene oder zum rassistischen Unterton der Benennungen fehlt. Roman Sandgruber, im Interview darauf angesprochen: „Vielleicht hätte man gerade bei diesem Exotismus noch wirklich einen Raumtext verfassen können, wo das noch schärfer akzentuiert wird. Wobei ich andererseits glaube, eine bestimmte Gruppe von Besuchern versteht sowieso, wie das zu interpretieren ist und wie hier Klischees benutzt werden. Das wollten wir schon ganz klar darstellen, daß das natürlich Bilder sind, die sich die Europäer von den Wilden vom 16. Jahrhundert bis in die modernste Werbegrphik herauf machen: als wilde Kannibalen, die da Bier kochen und Tabak rauchen etc.“

Die Möglichkeit, die stereotypen Bilder von anderen Kulturen gerade in jenen Besucherköpfen zu zerstören, die sie noch nicht als Klischees erkannt haben, wurde in der Ausstellung vertan – angesichts der bis heute ungebrochenen Tradierung rassistischer Klischees ein schwerwiegendes Versäumnis. Der bis heute vertraute „Meinl-Mohr“, eines der ältesten und laut Ausstellungskatalog erfolgreichsten Werbesymbole für Genußmittel, verweist auch in der Ausstellung auf den doppelten Warencharakter von Genußmitteln: Nicht nur die Produkte, auch deren Produzent/inn/en werden verdinglicht. In die Rolle von Entdeckern versetzt, bleibt den Besucher/inne/n ein Nachdenken über die Konsequenzen ‚ihrer‘ Eroberungszüge

erspart. Der Völkermord an den ansässigen *first nations* (meist Indianer oder indianische Urbevölkerung genannt⁶) und die anschließende Versklavung von Millionen Afrikaner/inne/n bleiben nämlich weitgehend ausgespart.⁷

Die Ausstellungsmacher konzentrieren sich fast ausschließlich auf die Alte Welt. Nicht die traumatische Beziehung und das Machtgefälle zwischen den (unfreiwilligen) Produzent/inn/en von Genußmitteln und den europäischen Eliten, wie es Sidney Mintz in *Sweetness and Power*⁸ am Zucker abgehandelt hat, stehen im Mittelpunkt von *Genuß und Kunst*, sondern die durch den gewinnbringenden Import von Genußmitteln ausgelösten kulturellen und sozialen Veränderungen in Europa. Roman Sandgruber im Interview: „Das Ausstellungsziel war, Produkte, die in der europäischen Kultur eine ganz große Rolle spielten, in ihren historischen, kulturellen und künstlerischen Zusammenhängen zu zeigen, den sozialen Background darzustellen, den sie in der europäischen Kultur bewirkt haben. Uns ging es darum, die Veränderungen (in Europa) darzustellen und gleichzeitig auch die kulturelle künstlerische Bedeutung dieser Produkte. Es ist eine europäische Ausstellung, das muß man ganz klar sagen; es ist keine Weltausstellung.“⁹ Durch die Verknüpfung von Genußmittelkonsum und darstellen der Kunst steht die kulturelle Kreativität der europäischen Eliten deutlich im Vordergrund, während die kolonialen Ausbeutungsverhältnisse und die Erfahrungen der Sklav/inn/en fast völlig ausgeblendet werden. Zwar werden weltwirtschaftliche Zusammenhänge sowie soziale und geschlechtsspezifische Differenzen im

Genußmittelkonsum immer wieder angesprochen, doch existieren sie nur am Rande ästhetisch-sinnlicher Darstellungsweisen. Mit der Fokussierung auf Ästhetik und Sinnlichkeit spiegelt die Ausstellung jene Verhaltens- und Bewußtseinsformen, die sie zu rekonstruieren und zu hinterfragen vorgibt: Sie stellt die Befriedigung des Genusses vor dessen (kritische) Analyse.

Sollte der Verzicht auf die Darstellung von Verschleppung, Ausbeutung und Mord die Freude am Genuß sichern? Sandgruber, im Interview auf die fehlende Darstellung der Sklavenarbeit aufmerksam gemacht: „Wir haben auch auf die Sklavenarbeit hingewiesen, aber wir wollten andererseits nicht tiefer darauf eingehen, weil wir da fachlich nicht entsprechend vorgebildet waren und nicht die qualitativen Exponate bekommen hätten können, ohne wirklich große Kosten. Gleichzeitig könnte man auch in eine Falle tappen. Ich war zum Beispiel geschreckt vom Zuckermuseum in Berlin, das ganz massiv auf die Sklavenarbeit in der Zuckerproduktion abstellt. Dort gibt es auch Exponate zu Slavenschiffen, Sklaven in Ketten und Karikaturen über Sklavhalter in der Karibik. Da steckt viel Politik der Zuckerrüben-Industrie dahinter. Da bestreite ich nie und nimmer das ganze Elend der Sklavenarbeit, aber gleichzeitig steckt viel Politik der europäischen Zuckerrüben-Industrie dahinter, die sich rühmt, dieses Kapitel (der Sklaverei, W. Z.) mit dem gewaltfrei und unblutig produzierten Rübenzucker abgeschlossen zu haben. Die Europäer haben durch ihre europäische Zuckerindustrie die Sklavenwirtschaft gestört, aber damit ist es für diese Regionen, zum Bei-

spiel für Haiti, nicht besser geworden; es ist massiv schlechter geworden. Da verteidige ich auch wieder nicht die Sklavenarbeit.“

Differenzierende Analysen zu Haiti oder zu anderen Karibikinseln sucht man in der Ausstellung vergeblich. Unser Bild von Haiti, um das Beispiel aufzugreifen, als einem der ärmsten Länder der Welt mit einer der höchsten Aidsraten, geplagt von Anarchie und Gewalt, wird nicht angetastet. Die weltpolitischen Hintergründe der historischen Entwicklung des ersten unabhängigen, von Schwarzen regierten Staates in der Karibik werden ebensowenig thematisiert wie die kolonialgeschichtlich grundgelegten Ursachen der gegenwärtigen Existenznöte in den meisten Erzeugerländern von Rohstoffen und Genußmitteln. Stattdessen wird der Ausstellungsbesucher nach der kurzen Begegnung mit den drei „Wilden“ in die Welt der exotischen Genüsse entführt.

Exotische Gerüche

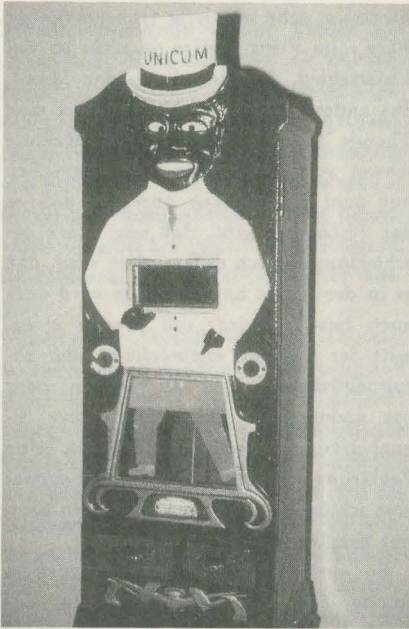
Der Streifzug durch die Kultur- und Kunstgeschichte der europäischen Rezeption von Kolonialwaren beginnt in einem Gewürzladen. In diesem Teil der Ausstellung liegen ihre Stärken. Wir finden uns in der Originaleinrichtung des Wiener Cafe Eckl aus der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder, besuchen eine Tabaktrafik vor der Jahrhundertwende und eine Meerschaudrechslerwerkstatt. Objektsammler und enzyklopädisch Interessierte kommen nun ganz auf ihre Rechnung. Eine beeindruckende Zahl von Originalobjekten vermittelt Einblick in das europäische Kunstschaffen zum Thema Genußmittel. Gebrauchsgegenstände und Paraphernalien aller Art, in denen und auf

denen Kaffee, Tee, Tabak, Zucker, Schokolade und Coca Cola kredenzt werden, füllen rund 20 der insgesamt 28 Ausstellungsräume. Die Präsentation der in unterschiedlichen Kunststilen ausgeführten Gegenstände soll, so der Katalog, über die Varianzen der Ästhetisierung hinaus auf die sich wandelnden kulturellen Verhältnisse in Europa weisen. Die wenigen sozialhistorischen Erklärungen für den behaupteten kulturellen Wandel durch Genußmittel sind knapp gehalten, und die Betrachter/innen müssen mit kürzesten Objektbeschreibungen ihr Auslangen finden. Auch die Raumtexte deuten den sozialgeschichtlichen Kontext allenfalls an: „Das war ganz bewußt“, betont Sandgruber im Interview, „weil die Ausstellung relativ groß ist und ich eigentlich ein Gegner des Textes bin. Denn da kann man ein Buch lesen und das liest man zu Hause angenehmer als stehend in einer Ausstellung“.

Komplexe Differenzen, etwa im Bereich des geschlechterspezifischen Geschmacks, werden in der Ausstellung in Zitaten gebändigt. Einer Erklärung des differierten Konsumverhaltens von Männern und Frauen enthält sich die Ausstellung. Sandgruber: „Wir haben Bilder dazugegeben von einem reinen Männerkaffeehaus aus dem frühen 19. Jahrhundert und einem gemischten Kaffeehaus vom Ende des 19. Jahrhunderts; oder beispielsweise beim Rauchen: Wer kann rauchen, wer nicht? Aber es ist nicht immer explizit angesprochen. Explizit haben wir es in einem eigenen Raum zum Thema gemacht. Wobei eine dahinterliegende sozialwissenschaftliche Theorie, warum Frauen im 19. Jahrhundert nicht rauchen, aber Tee trinken dürfen,

wiederum sehr schwierig transportierbar wäre – im Prinzip wäre da nicht so viel Unterschied, das eine durch den Mund, das andere durch den Mund. Aber eine Theorie kann man in einer Ausstellung schwer vermitteln. Man kann eigentlich nur zum Nachdenken anregen, daß es das Phänomen gibt, daß sehr stark geschlechtsspezifisch differenziert wird, daß es in der Kunst angesprochen wird oder auch benutzt wird, um Frauen einerseits der Halbwelt zuzurechnen oder abzuqualifizieren, wenn sie rauchen, oder um andererseits eine emanzipative Signalwirkung zu erzielen. Man kann keine Erklärung anbieten, wobei es nicht einmal eine schlüssige Erklärung gibt. Man kann nur Erklärungspfade anbieten.“

So verharrt auch der Themenraum *Mann – Frau* in einer weitgehend kontextlosen Darstellungsform. Nebeneinander gehängte Gemälde von Männern und Frauen idyllisieren das Verhältnis der Geschlechter.¹⁰ Zum Thema *Genießende Frauen – Genießende Männer* finden sich gerade zwei Werbesujets aus der Zeit um die Jahrhundertwende: Kathreiners Kneipp Malzkaffee, auf dem drei Frauenköpfe abgebildet sind, und Julius Meinl Malzkaffee, auf dem ein Männerkopf in verschiedenen Positionen dargestellt wird. Das sich aufdrängende Thema der Vermarktung des weiblichen Körpers zur Anregung des männlichen Genusses kommt in der Ausstellung nicht zur Sprache. Implizit mögen die Gestalter zwar beabsichtigt haben, zum Nachdenken über die Geschlechterdifferenz anzuregen, die Hinweise darauf sind aber so zaghaft und unvermittelt, daß kein entsprechender Impuls von ihnen ausgeht. Zu versteckt sind die „Erklärungspfade“.



Manchmal ist die Ausstellung sogar in Gefahr, das Gegenteil zu bewirken, und zwar sowohl in Richtung sozialer und geschlechtlicher als auch interkultureller Diskriminierung. Exponate wie die zwei Tabaktöpfe im Themenraum *Mann – Frau* mit der vielsagenden Beschreibung *Deckel Büste einer Zigeunerin* bzw. *Deckel Büste Negerin* gehören hier ebenso dazu wie ein Schokoladeautomat in Gestalt eines rassistisch verzerrten schwarzen Dieners. Der Ausstellungsbegleittext zum Automaten: „Schokoladeautomat, Deutschland, um 1910“.

Im Katalog wird folgende Beschreibung nachgeliefert: „Der Automat hat die Form eines Mohren mit weißem Hut und der Aufschrift ‚Unicum‘. Bekleidet ist der Mohr mit weißer Weste, roter Krawatte und roter Hose. Aufschriften: ‚Einwurf 10 Pfennig Überraschungen, Ein-

wurf 10 Pfennig Schokolade Waffeln“¹¹ Deskriptivistische Beschreibungen dieser Art übersehen oder vernachlässigen bewußt, daß Darstellungen keine sozialen Realitäten sind, sondern diesen zum einen entspringen und sie zum anderen rückbestätigen. Der „Mohr als Schokoladeautomat“ reflektiert nicht nur interkulturelle Diskriminierung, er reproduziert auch etwaige rassistische Haltungen und Deutungen bei den Betrachter/inne/n. Die Bilder, und ich meine damit die Bilder in unseren Köpfen, von „Mohren“, „Negersklaven“, „Zigeunerinnen“, „Negerrinnen“, d. h. von allen, die anders sind als wir, sind Produkte der sozialgeschichtlich faßbaren Beziehung zu diesen anderen. Die Zurschaustellung von diskriminierenden Szenen und Bildern allein greift zu kurz, will man sie hinterfragen und ihrer Geltung berauben. Die von den Gestaltern in mühevoller Organisationsarbeit zusammengetragene und insgesamt überwältigende Vielzahl von Objekten hätte eine reflexive Auseinandersetzung mit den Produktionsbedingungen in den Kolonien, den Erfahrungen der Versklavten und der interkulturellen Geschlechterbeziehung durchaus ermöglicht, ohne daß die europäische Rezeptionsgeschichte der Genußmittel hätte vernachlässigt werden müssen. Dazu hätte es nur anderer Fragestellungen bedurft.

Versuche in der zuletzt angesprochenen Richtung sind den Gestaltern nicht gänzlich abzuspochen. Immer wieder begegnen wir auf dem Weg durch die Ausstellung „Räumen des Genusses“ in außer-europäischen Ländern, etwa dem Orientalischen Kaffeehaus oder der Japanischen Teezeremonie. Auch der Themenraum *Überfluß – Not* gegen Ende

der Ausstellung möchte unter dem Titel *Aus-Beute* die Asymmetrie zwischen Erzeuger- und Verbraucherländern ausweisen: „Ein zum Bersten gefüllter Sack aus Jute (Sackleinen)“, liest man im Ausstellungskatalog, „steht als Symbol für Rohmaterialien der 3. Welt – eng geschnürt – aus dem eine Fülle verschiedenartiger Produkte als Symbol für Überfluß-Beute platzt.“¹² Doch auch dieser Raum beschäftigt sich zum überwiegenden Teil mit der Not in Europa: mit Ersatzmitteln für „echte“ Genußmittel für einkommensschwache Schichten, dem Arbeiterkaffee, mit dem Kriegstabak oder mit der Nachkriegsnot.

Der Vorwurf des Eurozentrismus liegt insgesamt nahe. Dieser beliebteste Vorwurf der ethnologischen Zunft, der auch in den schriftlichen Ausstellungskritiken der Student/inn/en überwiegt, ist nicht nur wegen seiner inflationären Verwendung zweifelhaft. Dort wo die Auseinandersetzung mit Europa das explizite Vorhaben ist, muß er ins Leere gehen. Aber eine grundlegende Kritik kann ich den Gestaltern nicht ersparen: Daß sie – trotz angedeuteter Kritik – die über Generationen „vererbten“ Bilder vom reichen (und daher ausbeutbaren) Schlaraffenland aus Tausendundeiner Nacht, von den (manchmal auch edlen) Wilden des Karl May oder den exotisch-farbenfrohen (und trotz aller Unterdrückung) frohen „Eingeborenen“ weitertradieren. Diese *Images* ermöglichen es bis heute, das Drama der Kolonisation und der schwarzen Diaspora entweder zu leugnen oder in eine Komödie mit Happy-End umzudeuten, an deren Ende sich Utopien wie jene von *TransFair* setzen lassen, einer weltweit vernetzten Initiative des fairen Handels mit den

Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas, der die Ausstellung eine Vitrine widmet. So hofft auch Bernhard Salomon im Katalog auf eine Verwirklichung des globalen Gleichgewichts: „Die bekannten, idyllischen Bilder von den Kaffeebauern und ihren Familien bei der Ernte auf ihren kleinen Pflanzungen könnten auf diese Art irgendwann einmal vielleicht doch noch Wirklichkeit werden.“¹³

Landet man am Ende des Ausstellungsrundgangs schließlich in einem Verkaufsraum, der – wie gehabt – Genußmittel zum Kauf anbietet (mit einigen *TransFair*-Produkten, um fair zu bleiben), wird man schnell aus der Verantwortung entlassen. Die arglose Selbstverständlichkeit unserer Beziehungen zur sogenannten Dritten Welt und unsere Verhaltensweisen gegenüber Fremden standen ohnehin nie auf dem Prüfstand. Insofern bewegt sich die Ausstellung in jenen Modi des Fremderlebens, zu deren Überprüfung sie hatte beitragen wollen: „Erkennbar wird inzwischen an diesen ‚Modi des Fremderlebens‘“, ließe sich mit Ortfried Schöffter ergänzen, „wie wir im Laufe unserer Geistesgeschichte mit der eigenen und der fremden Andersartigkeit umzugehen gelernt haben: nämlich über räumlich expansives Ausgreifen, geistige Vereinnahmung und Subsumtion in das eigene Weltbild und durch Unterordnung der anderen Erfahrungswelten und Traditionen unter die Perspektivität unserer eigenen Geschichtsschreibung.“¹⁴

Der Leiter der Ausstellung, Roman Sandgruber, abschließend zur gewählten Thematik: „Uns ist es darauf angekommen, die westliche Konsumgesellschaft, die ganz entscheidend von den Genuß-

mitteln geprägt und bis heute bestimmt wird, zu behandeln. Die Dritte-Welt-Komponente ist da nur angedeutet, aber nicht ausgeführt. Das wäre sicherlich eine zweite Ausstellung, die man dazu machen hätte können oder vielleicht auch hätte müssen. Angedeutet ist es immer, aber nicht direkt mit dem Hammer draufgeschlagen, aber das wollten wir bewußt nicht.“

Die Anregung, eine Ausstellung über die Beziehungen zwischen Europa und Außereuropa zu machen, kann ich nur unterstützen. Freilich benötigt man dazu wesentlich feineres Werkzeug als einen Hammer, Werkzeug, das Historiker/innen und Ethnolog/inn/en gemeinsam entwickeln könnten.

Anmerkungen:

1 Roman Sandgruber, Bittersüße Genüsse. Kulturgeschichte der Genußmittel, Wien 1986, 8.

2 Werner Zips, Schwarze Rebellen. Afrikanisch-karibischer Freiheitskampf in Jamaica, Wien 1993.

3 Was für wen alte oder neue Welt war, ist selbstredend auch nur eine Frage der Perspektive: Die Europäer verließen ihre alte Welt, um den ansässigen Bewohnern der für sie neuen Welt deren alte Welt zu entreißen, und verschleppten Afrikaner/innen aus deren alter Welt, um sie in der für sie neuen Welt zu versklaven.

4 Roman Sandgruber u. Harry Kühnel, Hg., Genuß und Kunst. Kaffee, Tee, Schokolade, Tabak, Cola, Katalog zur Ausstellung Schloß Schallaburg 1994, Innsbruck 1994.

5 Begriffe mit eindeutig pejorativer Konnotation wie Negerklave, Negerboy, Neger, Mohr, Tabaktürke, Indianer etc. werden in der Ausstellung durchgängig ohne Anführungszeichen verwendet. Eine Korrek-

tur der im Alltagssprachgebrauch oft rassistisch verwendeten Terminologie unterbleibt. 6 In Kanada und den USA wird der Begriff „Indianer“ von den Angehörigen derart benannter Gruppen immer mehr abgelehnt und durch Begriffe ersetzt, die auf die älteren Rechte der ansässigen Bevölkerung hinweisen. Dazu gehört die Bezeichnung „first nations“.

7 Konservative Schätzungen gehen von 15–25 Millionen versklavten Afrikaner/inne/n aus. Schwarze Aktivist/inn/en sprechen heute von bis zu 200 Millionen Opfern durch die transatlantische Sklaverei – unter Einbezug der in der afrikanischen Diaspora geborenen Kinder, der in kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem afrikanischen Kontinent ums Leben Gekommenen und der während der Überfahrt Verstorbenen.

8 Sidney W. Mintz, Sweetness and Power. The Place of Sugar in Modern History, New York u. London 1986.

9 Das Interview mit Roman Sandgruber fand am 28. 6. 1994 in Wien statt. Die Zitate wurden sprachlich geringfügig überarbeitet.

10 Die Bilder zeigen ohne weitere Erklärung folgende Porträt-Sujets: Porträt der Marie Sophie Tischbein, Ein rauchendes Paar, Pfeifenraucherin, Rauchstube, Die Kaffeköchin, Mädchen beim Kaffee, Porträt eines Pfeifenrauchers, Frau mit Kaffeemühle, Dame mit Hund und Zigarette usw. Vgl. Sandgruber u. Kühnel, Genuß, wie Anm. 4, 291 ff.

11 Sandgruber u. Kühnel, Genuß, wie Anm. 4, 318. Unterschrieben ist die kurze Beschreibung mit den Initialen H. K., was vermutlich für den Herausgeber Harry Kühnel steht.

12 Sandgruber u. Kühnel, Genuß, wie Anm. 4, 400.

13 Bernhard Salomon, Genußmittel zwischen Nord und Süd. Ein komplexes Problem verlangt nach komplexen Lösungen, in: Sandgruber u. Kühnel, Genuß, wie Anm. 4, 131–133, hier 133.

14 Ortfried Schaffter, Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung, Opladen 1991, 11.